

Der neue Bahnhof in St. Gallen

Autor(en): **Redaktion**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **65/66 (1915)**

Heft 21

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-32240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wohnhäuser-Bauten der Architekten Bridler & Völki, Winterthur.

(Mit Tafeln 35 und 36.)

Von den zuletzt hier veröffentlichten Bauten¹⁾ dieser Architekten weichen die beiden Häuser Müller-Kraut in Schaffhausen und Merker in Baden etwas ab. Ersteres (Abb. 1 und 2 und Tafel 35) durch seine mehr ländliche Form des Giebelhauses mit Krüppelwalm, letzteres (Abb. 3 bis 6 und Tafel 36) in der Unsymmetrie im Erdgeschoss der Südfassade. Man könnte daraus etwa vermuten, die Architekten hätten ihre bisher befolgten Grundsätze des architektonischen Entwerfens verlassen. Dass dies nicht zutrifft, lehrt der in Abb. 7 wiedergegebene noch neuere Entwurf zu einem herrschaftlichen Wohnhaus in einer gartenreichen Vorstadt Winterthurs. Hier ermöglichten es sowohl das Bauprogramm wie die örtlichen Verhältnisse, das in vollem Masse zu erreichen, wodurch sich die vorbildlichen Bauten des XVIII. Jahrhunderts (z. B. Abbildung 8) so wohlthuend auszeichnen: Vornehme, ruhige Architektur bei äusserster Einfachheit, sorgfältig studierte, harmonische Verhältnisse bei strenger Symmetrie, alles unter einem guten Dach und in enger architektonischer Verbindung mit dem Garten. Dass dieses, als erstrebenswert immer allgemeiner wieder anerkannte Ziel nicht so leicht zu erreichen ist, weiss jeder Architekt. Gerade darin aber, in der Befriedigung auch eines neuzeitlichen komplizierten Programms in einfachster Form liegt der hohe Reiz baukünstlerischer Arbeit.

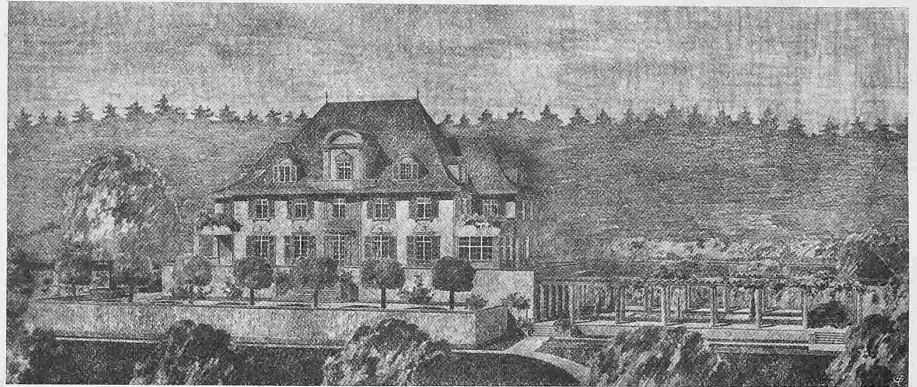


Abb. 7. Entwurf zu einem herrschaftlichen Wohnhaus bei Winterthur.

grüne Fensterladen und darüber dunkles Ziegeldach. Im Innern sind Eingang und Halle in geräuchertem Eichenholz, Wohn- und Esszimmer in poliertem Nussbaum getäfelt. Das Kamin im Wohnzimmer (siehe Abbildung 6) ist aus grauem Marmor, das anstossende Herrenzimmer hat Stoffbespannung zwischen ebenfalls poliertem Nussbaumholz.

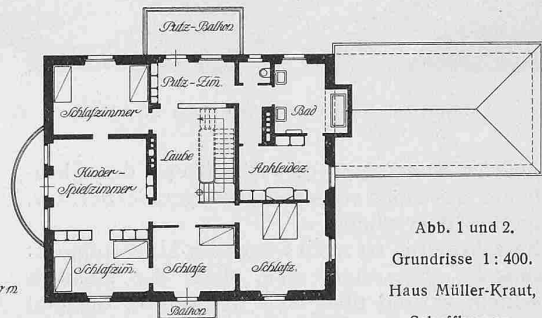
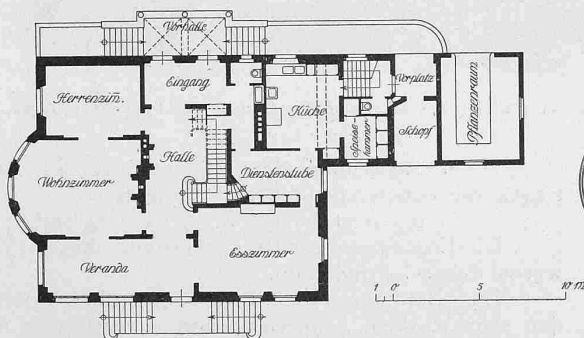


Abb. 1 und 2.
Grundrisse 1:400.
Haus Müller-Kraut,
Schaffhausen.

Unserer Darstellung der ersterwähnten Häuser ist wenig beizufügen; Grundrisse und Bilder zeigen das Meiste.

¹⁾ In Bd. LVII: Haus Dir. von Waldkirch, Neuhausen (25. März 1911) und Wohnhaus Dr. Sträuli in Winterthur (6. Mai 1911).

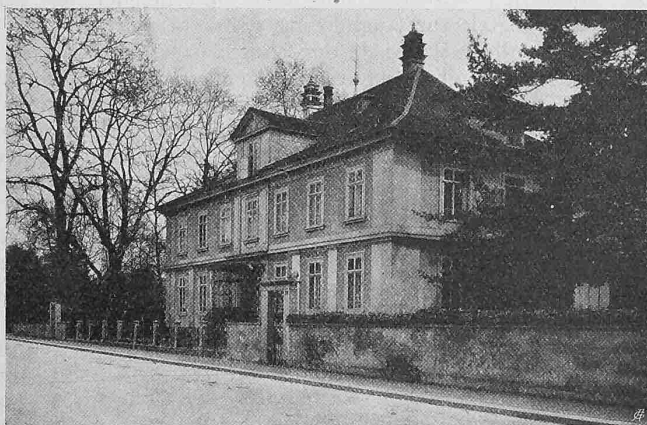


Abb. 8. Wohnhaus zum Lindgut der Familie Sulzer-Ziegler. Typus eines alten Winterthurer herrschaftlichen Wohnhauses.

Der neue Bahnhof in St. Gallen.

Ein nicht genannt sein wollender, langjähriger Leser der „Bauzeitung“ ersucht uns um Veröffentlichung folgender Aeusserung über den neuen St. Galler Bahnhof. Wenn er auch insofern etwas unsachlich ist, als er sich nicht nur mit genanntem Bahnhofbau befasst, sondern fast mehr unser Verhalten kritisiert, wollen wir sein Schreiben doch ohne Streichungen hier abdrucken, da wir an seiner ehrlichen Ueberzeugung und guten Absicht nicht im Geringsten zweifeln. Wir lassen sogar seinem Schreiben folgen, was der von ihm zitierte Herr Paul Schoeck in der N. Z. Ztg. vom 11. Juli 1914 über die St. Galler Bahnhofhallen gesagt hat. Zum Schlusse werden wir unsererseits einiges richtig stellen und erörtern, denn die St. Galler Bahnhofs-Architektur verdient in der Tat eine grundsätzliche Erörterung. Unser Freund schreibt:

„Geehrte Redaktion!

Erlauben Sie wohl einem alten Freund Ihres Blattes, der es gut mit Ihnen meint, eine freimütige Aussprache? In allen Zeitungen, jüngst wieder im April-Heft des „Heimatschutz“, hat man nun schon den prächtigen Bahnhofsneubau der Gallusstadt beschrieben gefunden, nur in der „Schweiz. Bauzeitung“ nicht. Wie ist das zu erklären? Sollte es (was auch schon Andere gemeint haben) Tatsache sein, dass seine Architektur Ihnen nicht beliebt? Fast glaube ich, dass dieses der Fall sein dürfte, obwohl Sie auch schon Häuser



OBEN VON SÜDOSTEN

UNTEN VON SÜDWEST



DAS HAUS MÜLLER-KRAUT IN SCHAFFHAUSEN
ARCHITEKTEN BRIDLER & VÖLKI, WINTERTHUR



GARTENFASSADE

VON SÜDEN

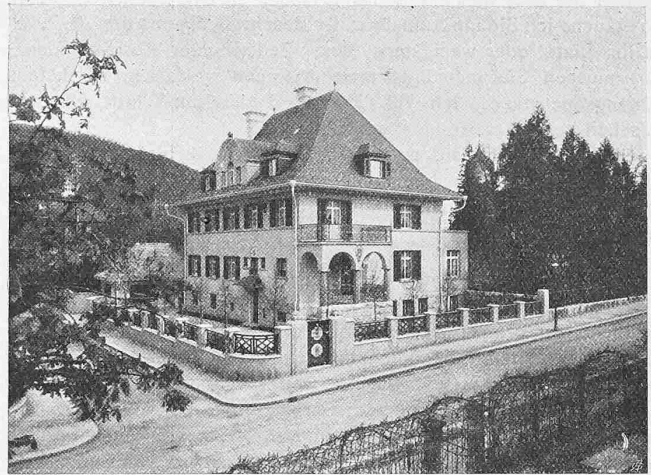


DAS HAUS MERKER IN BADEN

ARCH. BRIDLER & VÖLKI, WINTERTHUR

und Bahnhöfe publiziert haben, welche gar nicht allgemein gefallen; ich will natürlich keine Beispiele nennen, obwohl ich könnte. Aber ich glaube als aufmerksamer Leser Ihrer Zeitung doch bemerkt zu haben, dass Sie an der ganz modernen Architektur besondere Freude haben. Zum Beispiel haben Sie sehr gründlich die neue Universität Zürich beschrieben und von demselben Architekten, welcher gegenwärtig allerdings sehr beliebt zu sein scheint, den Badischen Bahnhof Basel, ebenfalls gründlich.¹⁾ Nun frage ich: warum als schweizerisches Fachblatt einen *badischen* Bahnhof beschreiben und einen *schweizerischen* nicht? Umsomehr als derselbe als gutes Beispiel nicht nur im „Heimatschutz“, sondern auch im „Werk“, im Organ des B. S. A. figuriert; letzteres wird Sie doch nicht abhalten, einige Bilder davon auch Ihren Abonnenten zu zeigen?

Aber wie gesagt, Sie scheinen die glatten Formen des *Badischen Bahnhofs Basel* mehr zu lieben. Erst kürzlich wieder erinnerten Sie an denselben, im Artikel über den Stuttgarter Bahnhof; sie sprechen dort (Seite 168 vom 10. April) von „seinen durch vornehme sachliche Architektur und erquickende Einfachheit vorbildlichen Hallen!“. Ich danke! Was Sie im Basler Bahnhof „erquickt“, langweilt mich (und Andere auch) und ich finde jene leeren Hallen



[Abb. 5. Haus Merker in Baden, von Westen.

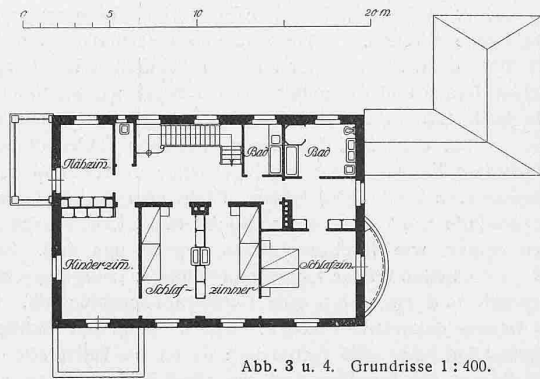
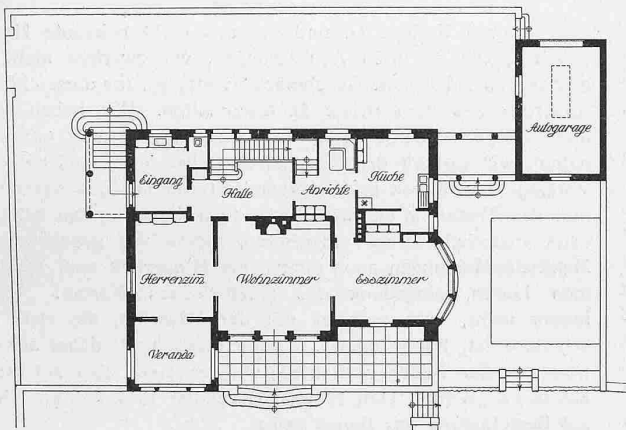


Abb. 3 u. 4. Grundrisse 1:400.
Haus Merker in Baden.

so kalt, viereckig und nüchtern-zweckmässig, fast wie in einer Fabrik. Gar keine Verzierungen, kein Schmuck, der zu einem längern Verweilen veranlasst, als absolut nötig. Man läuft einfach durch, ohne sich umzuschauen und das nennen Sie „vornehme Architektur“! Die Geschmäcker sind halt verschieden (Gott sei Dank! Red.), aber ich glaube nicht, dass Viele den Ihrigen teilen.

Zum Glück ist der *St. Galler Bahnhof* anders ausgefallen, jedenfalls eher nach dem Mehrheits-Geschmack, welcher in Basel wie in St. Gallen Barock heisst. Besonders in der Gallusstadt ist

¹⁾ In Band LXIV, am 7. und 14. November 1914.

Red.

dieser Stil am Platze und könnte man sich für den aus der Fremde heimkehrenden St. Galler keine anheimelndere Empfangs-Stimmung denken, als diejenige, welche ihn in der Schalterhalle, im Korridor, im Restaurant und im Wartesaal II. Klasse des neuen Bahnhofs empfängt und ihn so warm an seine prächtige Klosterkirche erinnert. Ich bin leider kein Schriftsteller, aber in der N. Z. Z. stand s. Z. eine wohlgelungene Beschreibung dieser stimmungsvollen Räume, welche Sie wohl auch beachtet haben dürften. Auch jener Kritiker, Schoeck mit Namen, stellte den St. Galler Bahnhof in vorteilhaften Gegensatz zu den modernen Bahnhofs-Zweckbauten und lobt derselbe die Anwendung des historischen Stils der Bischofsstadt. Derselben Ansicht ist auch der lobende Artikel des Herrn H. Bl. im „Werk“¹⁾ und die „Bauzeitung“ wird doch nicht künstlerischer sein wollen als das Organ des B. S. A.?

Uebrigens verteidigte ja auch der verstorbene Herr Prof. Ostendorf, von welchem *Sie selbst* in letzter Zeit mehrere Male berichtet haben, den Barockstil im Gegensatz zur individualistischen Architektur der modernen Architekten. Man sieht die Schönheit dieses Stils sehr gut auf den alten Stadtansichten von 1750 an der grossen Kirche und Jesuitenkollegium; die Seitenfront desselben erinnert sogar ganz deutlich an den linken Flügel des St. Galler Bahnhofs (nachsehen auf Seite 193 der Bauzeitung vom 24. April!). Und Ihr Herr Referent Bernoulli bezeichnet ja die Fortführung dieser Architektur geradezu als „Vermächtnis“!

Gehrte Redaktion, ich hoffe, dass ich Sie überzeugt habe, dass es eine Unterlassungssünde wäre, wenn Sie die Publikation des St. Galler Bahnhofs nicht nachholen. Nicht nur ich, sondern gewiss viele Andere wären Ihnen dafür dankbar.



Abb. 6. Wohnzimmer im Hause Merker in Baden.

¹⁾ Heft 12 vom Dezember 1914, mit Bildern. Red.

Sollten Sie aber meinem Wunsche nicht zu entsprechen belieben, so ersuche ich Sie um Aufnahme der Beschreibung aus der „N. Z. Z.“ in Ihr Blatt, oder wenigstens dieser Zeilen unter Korrespondenz; nur müssen Sie unbedingt meinen Namen weglassen (höchstens Anfangsbuchstabe!) Ich will nicht als Architektur-Schriftsteller angesehen sein; das ist nicht meine Sache.

In der Hoffnung, dass Sie Ihrem langjährigen Abonnenten diese freimütige Aeussuerung nicht verübeln (Sie sind ja selbst auch etwa freimütig!) zeichne mit hochachtungsvollem Grusse Ihr ergebener
G.“

Herr Paul Schoeck äusserte sich in der N. Z. Z. wie folgt:

„Das Innere des Baues konnte aus Kostenrücksichten keine weitgehende formale Durchführung erhalten. Das Mittel zur Belebung der glatten Putzwände und Decken fand der Architekt in einer reichen, frischen, ja teilweise kecken Farbenornamentik. In der Zeichnung herrschen die heitern Barockformen vor, jedoch in phantasievoller selbständiger Behandlung. Diese passen auch trefflich zur frohmütigen Welt der Ostschweiz. Damit ist von Senger mit bewusster Selbständigkeit einer Modegefahr aus dem Wege gegangen. Wir sehen uns jetzt überall in modernen Zweckbauten von einer übertrieben strengen, am Zeichnungstisch erschwitzten Architektur umgeben. Bahnhofhallen sind wie Krematorien, Warenhaushöfe wie byzantinische Kirchen. Diese seltsame Feierlichkeit am falschen Ort führt denn auch immer zu einer peinlichen Unstimmigkeit zwischen Raum und Besucher. Die luftige, weissgetünchte, weite Halle des St. Galler Bahnhofes hat nichts von diesem geheuchelten Ernste. Selbst die scheinbar unumgänglichen Felderfüllungen aus allegorischen Figuren (jetzt im Gegensatz von früher in sogenannten dekorativen Stellungen) fehlen. Nicht einmal einer blühenden „Stickerindustrie“ oder einer glücklichen „Landwirtschaft“ können wir zeigen, wie furchtbar gleichgültig sie uns sind. Statt ihrer sind an die hellen Wände Landschaftsbilder in lustig gezackten Rahmen gemalt und zwar ohne jede Dekorationsproblematik. Sie bilden als Ganzes dekorative Flecken. Alle schönen und wichtigen Gaue unseres Ländchens sind vorhanden: da ist die Tellsplatte und der Rheinfluss und die Jungfrau und alle alten Seldwylertürmchen, schlicht und akkurat in grau und weiss gemalt, wie das Volk die Bilder im Herzen hegt. Diese Halle hat wirklich nichts von der üblichen Bahnhofstimmung, sie betont nicht die öde Unrast; hier wird die Wanderlust wach, besonders dann, wenn vom Sonnenwiderschein der roten Fliesen die Wände, Bilder und Decke leise rosa überhaucht sind.

Die Billett- und Gepäckschalter sind als Pavillons eingebaut. Ihr kleiner Masstab macht die Halle erst recht hoch und luftig. Sie tragen die verschiedensten geschweiften Dächlein. Das ist eine reizende Idee. Das Ganze erhielt dadurch etwas Fröhlich-Improvisiertes: Wie auf dem Jahrmarkt hat jedermann auf dem angewiesenen Plätzchen seinen schönen Laden aufgestellt, wo nun gefeilscht und gehandelt wird mit den drängenden Leuten. Die Buden kommen sich furchtbar wichtig vor, aber die lebenswürdigen Dächlein und Türmchen bedeuten den eiligen Reisenden, den Vielen mit den Ledermappen und Musterköfferchen: nehmt doch euere Geschäfte nicht so verflucht tragisch, tut was ihr könnt, aber bleibt Menschen trotz Blitzzügen, Funkensprüchen, „Hausse“ und „Baisse“ und allen unmöglichen Konjunkturen! In gleich froher Tonart sind die übrigen Räumlichkeiten gehalten: die Wartesäle und Restaurationen. Einladend wirkt der lange, lichtvolle, ganz in Weiss gehaltene Korridor mit den Kreuzgewölben. Allen Postkutschenromantikern zum Trotz hat v. Senger gezeigt, wie viel echter poetischer Gehalt in einem modernen Bahnhofs stecken kann.

Noch ist auf eine angenehme Neuerscheinung aufmerksam zu machen. Nirgends sind im Bahnhofs, mit Ausnahme in den Toiletträumen, Plättchenwandbekleidungen angewendet worden. Statt dieses nüchternen, kostspieligen, aber zur Sauberhaltung so praktischen Materials, das man in unserer Zeit überall bis zum Ueberdusse sieht, ist hier ein ebenso praktisches, neues Mittel gefunden worden. Die ausgesetzten Bauteile, wie Pfeilerecken, Sockel, Brüstungen usw. sind mit gehämmertem, mit Blattwerk verziertem Schmiedeeisen versehen. Diese konsequent durchgeführten Beschläge wirken äusserst dekorativ, in derb-kraftiger Weise. Die schwarze Note, die dadurch in die Räume kommt, erfährt an den Wänden und Decken durch schöne Schmiedeeisenschilder und Leuchter eine Wiederholung, sodass sie da und dort, gleichmässig ins Ganze gesprenkelt, die Harmonie nicht stört.

In dem Verwaltungsteil der oberen Stockwerke erhielt naturgemäss nur der Sitzungssaal eine reichere Ausführung. Ob er aber mit seiner originell üppigen Farbengebung die zweckentsprechende Fassung bekommen hat, ist fraglich. Die luftigen Büroräume genügen allen modernen Anforderungen; angenehm berühren die enorm breiten Korridore mit den Lichtschächten. Ueberhaupt herrscht im ganzen Gebäude, auch in den Diensträumen, eine wohlthuende, breite Geräumigkeit; nirgends trifft man auf eine spiessige, kleinliche Raumaussnützung.

St. Gallen besitzt mit seinem neuen Bahnhof ein zeitgemässes Monument, das mehr aus jenem schwungvollen Geiste entstanden ist, der einst der Bischofsstadt die prachtvolle Kathedrale geschaffen hat, als aus einem aufs Praktisch-Oekonomische gerichteten Bürgersinn. Dieser Bau ist das Werk einer starken, aber fein kultivierten Persönlichkeit. Das ist bis in die kleinsten Details deutlich sichtbar: ein vornehmer Zug zur Grösse, verbunden mit einer begeisterten Frische. Manches ist noch nicht meisterhaft gezügelt; aber nichts ist ängstlich und trocken, alles lebendig. Und da das Gebäude aus dem Boden, wo es steht, gewachsen ist, da es nichts Fremdes, Hergetragenes, Modisches an sich hat, so wird es immer gleich frisch und lebendig wirken, wie es heute wirkt. *Paul Schoeck.*“

Soweit Kollege G. und der uns nicht bekannte Herr Paul Schoeck, die in ihren Aeussuerungen, wir zweifeln nicht daran, gewiss den „Mehrheits-Geschmack“ vertreten, um diesen köstlichen Ausdruck aus dem Briefe G. festzuhalten. Wir haben sie trotz ihrer Länge wiedergegeben, um den Verdacht von uns fern zu halten, wir wollten den Bahnhof St. Gallen etwa aus persönlicher Voreingenommenheit totschweigen.¹⁾ Dafür sei uns gestattet, da nun das Thema in unserm Blatte doch angeschnitten ist, unsererseits materiell darauf einzutreten, indem wir gegenüber diesen Mehrheits-Meinungen auch einmal die Minderheit zum Worte kommen lassen, eingedenk des Goethe'schen Wortes: „Ich finde immer mehr, dass man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muss“. Leider müssen wir dabei auf die Beweiskraft der Bilder verzichten; wir verweisen aber auf die Publikation im „Werk“, Heft 12 vom Dezember 1914, sowie noch besser auf Besichtigung des Baues selbst.

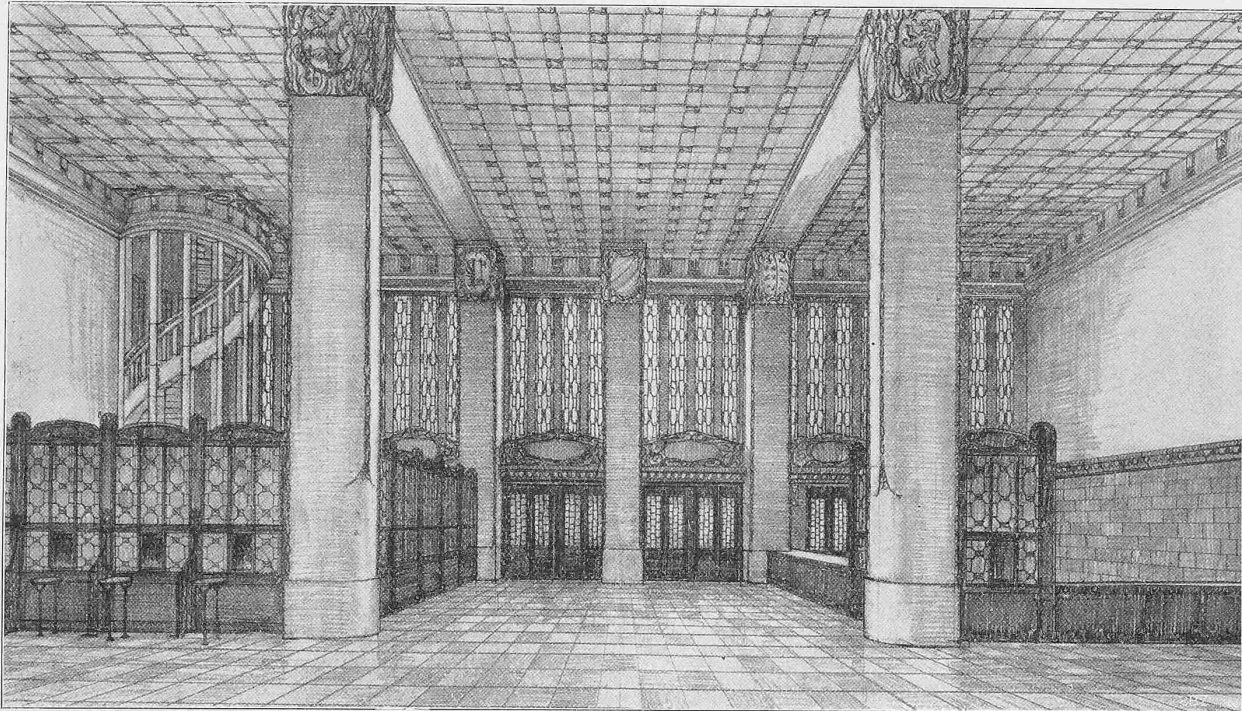
Wer die Schalterhalle des Bahnhofs St. Gallen betritt, wird in der Tat lebhaft an die Schilderung Schoecks erinnert: Halb Kathedrale-, halb Jahrmarkts-Stimmung. Erstere überwiegt, dank der barocken Schalter-Kioske in schönem braunen Holz, mit geschwungenen Blechdächlein und Dachfensterchen, zu oberst ein feines Goldfiligränchen. An den Fensterchen des Gepäck-Aufgabeschalters hängen grünseidene, liebevoll geraffte reizende Vorhängelein mit Fransen, wie an den Beichtstühlen der St. Galler Klosterkirche. (In Basel würde man das „nuggisch“ nennen). Herrn Schoeck erinnern diese Kioske an den Jahrmarkt, wo allerdings um Schuhe und bunte Tücher, anstatt um Eisenbahnbillete und Gepäckporto mit den S. B. B.-Beamten „gefilscht und gehandelt wird“, um mit Schoeck zu reden. Daneben bemühen sich Andere, im Labyrinth der grossen Uhr zu entziffern, wie spät es sei, wieder Andere vertiefen sich in die „akkurat“ an die Wände gemalte, beinahe vollständige Ausstellung schweizerischer Städte gross und klein, alle aber werden durch diese Dinge in der verhältnismässig engen Halle zum Stehenbleiben und Bewundern veranlasst, sodass auch diese „sich drängenden Leute“ Schoeck ganz richtig an den Jahrmarkt erinnern. Wahrlich, es stimmt: Architektur ist gefrorene Musik, wie einmal ein Bauphilosoph treffend gesagt hat, und in die Orgelklänge der Klosterkirche mischt sich hier allzuvernehmlich das Gedudel vom St. Galler Jahrmarkt. Im Wartsaal II. Klasse klingt's anders, hier herrscht eine Lila-Serenissimus-Architektur, im feierlichen Halbdunkel der Korridore in den Obergeschossen dann aber ausgeprägte stille Klosterstimmung, wesentlich gehoben durch die stilgerechten, an die Granittreppen angeschraubten hölzernen Treppenwangen und Geländer.

Doch lassen wir diese, durch das hochgegeistete Loblied des Herrn Schoeck ausgelöste Tonart, denn die Sache ist zu wichtig, um mit Phrasen und Hyperbeln erledigt zu werden. Auch lässt sich ja bekanntlich über den Geschmack nicht streiten, und es ist

¹⁾ Wir hatten im Gegenteile schon längst die Absicht, ihn zu gleich sorgfältiger Darstellung zu bringen wie den Kleinbasler Bahnhof; leider ist uns dies durch den Protest des Architekten v. Senger verunmöglicht worden, was Herr G. natürlich nicht wusste. Aus diesem Grunde fällt sein bezüglicher Vorwurf uns gegenüber dahin; wir betrachten ihn nicht weiter. *Red.*

das gute Recht eines Jeden, ein Bauwerk schön zu finden oder nicht. Immerhin scheint es der von uns hier vertretenen Minderheit derer, die das vorliegende Werk *nicht* schön finden, es gebe Etwas, worüber man heutzutage einig ist und was deshalb hier als Masstab geeignet sei. Wenn man auch nicht sagen kann: Alles Zweckmässige sei ohne weiteres schön, so gilt doch wohl die Umkehrung, dass, was schön sein will, nicht un Zweckmässig

Das ist ja nicht so verwunderlich; was aber verschiedenenorts verwundert hat, das ist die Stellungnahme des „Werk“, dessen Redaktion u. a. findet, dass „der Barock im Innern mit Unrecht mannigfaches Kopfschütteln erzeuge.“ Es wird dort fast bedingungslos alles gelobt als „Zeugnis feinen künstlerischen Geschmacks“ usw. Wir haben natürlich dem Organ des B. S. A. nicht vorzuschreiben, wie weit es die Arbeiten seiner Mitglieder zu loben habe.



Schalterhalle des St. Galler Bahnhofes nach dem prämierten Entwurf der Architekten Kuder (†) & von Senger vom Juni 1908 (Bd. LI, S. 298).

sein dürfe; dass die Grundbedingung für die Schönheit eines Bauwerkes seine *innere Wahrheit* sei, dass die Erreichung der einfachsten, zweckmässigsten Form das Endziel des Strebens nach künstlerischer Vervollständigung sei, usw. Der *Werkbund-Gedanke* ist es, der uns als Leitstern vorschwebt, darüber sind wir doch wohl im S. W. B. wie im B. S. A. einig?

Nun, auf diesem Standpunkt stehend, zögern wir allerdings nicht, den Bad. Bahnhof Basel als hoch über dem St. Galler erhaben zu bezeichnen. Dabei sehen wir von der Formensprache beider Bauten ganz ab, wir beurteilen nur den *Geist*, der aus ihnen spricht. Die Barockformen als solche stören in St. Gallen gewiss keinen vernünftigen Menschen, wohl aber ruft ihre mangelhafte Anpassung, stellenweise geradezu zweckwidrige Verwendung im Innern, entschiedenem Widerspruch. Diese Art wird, wie wir wissen, im Kreise hervorragender Architekten und Laien als ein *grundsätzlicher Irrtum* empfunden, der umso bedauerlicher ist, als es sich um einen grossen Bahnhof handelt, den die S. B. B. nach modernen Grundsätzen und unter künstlerischer Leitung durch einen Privatarchitekten zu schaffen gedachten¹⁾. Den Lebensnerv des *mittelalterlichen* St. Gallen bildeten Kirche und Kloster, den der *heutigen*, von der damaligen grundverschiedenen Stadt Handel und Verkehr. Statt nun im neuen Bahnhof eine vom Zeitgeist zeugende, grosszügige und in Sachlichkeit monumentale²⁾ Verkehrszentrale zu schaffen, wollte der Architekt, gewiss in bester Absicht, die baukünstlerischen Ausdrucksmittel jener vergangenen Zeiten wiederbeleben. Der Versuch mit untauglichen Mitteln ist, immer nach Auffassung der Minderheit, misslungen. Wie „populär“ aber das war, zeigen die Ergüsse der Herren G. und Schoeck, zeigt der „Heimatschutz“, der das Werk liebevoll genehmigt, indem er findet: „im grossen ganzen ist der Bau wahr“! Die kirchliche Architektur hat alle Sinne gefangen, der Mehrheits-Geschmack ist befriedigt und der Erbauer wird von allen Seiten als der grosse Künstler besungen, dem der schwere Wurf gelang.

Aber das „Werk“ ist gleichzeitig auch das Organ des „Schweiz. Werkbundes“, und da drängt sich doch die Frage auf, wie eine Kunstzeitschrift vorn etwas in solchen Tönen loben kann, was sie hinten als unzeitgemässe Verirrung verurteilen müsste? Müssen da nicht Fachmann und Laie irr werden an dem, was jeweils als neues Heil verkündet wird? Oder irren *wir* uns? Wir wären sehr begierig zu erfahren, wie sich z. B. der Vorsitzende des S. W. B., Architekt *Altherr*, oder der von Herrn G. als Kronzeuge für den Barock als „Mehrheits-Geschmack“ zitierte Basler *Bernoulli* zu diesem „Zwiespalt der Natur“ verhalten; auch unsere Leser wären diesen beiden Kollegen für eine aufklärende Aeusserung gewiss dankbar.

Das berufsmässige Loben ist ein heikles Geschäft, ganz besonders in jenen Fachblättern, die als führendes Organ bestimmter Kunstrichtungen oder Architekten-Gruppen wirken sollen. Fürs erste wird der Leser mit der Zeit abgestumpft, besonders wenn er trotz des Lobes „von berufener Seite“ Widersprüche merkt, denn dann verfehlt das Lob nicht nur seinen anpreisenden Endzweck, sondern entwertet noch obendrein die Qualitäts-Marke. Fürs zweite aber, und das scheint uns viel wichtiger, weil es die Allgemeinheit trifft, wird mühsam errungene Aufklärungsarbeit für wahren Fortschritt in der Erkenntnis gefährdet, wenn die diametralsten Dinge mit dem nämlichen Brustton der Ueberzeugung gelobt werden. Der einer guten Sache, z. B. der Werkbundarbeit, Uebelwollende merkt sich die ihm dienenden Lobgesänge, um sie zu gegebener Zeit als Waffe zu gebrauchen und den Sänger ad absurdum zu führen.

Wir unsrerseits hoffen mit dieser Erörterung unsere Leser nicht zu lang aufgehalten zu haben; wir hoffen ferner, die Redaktion des „Werk“ werde unsern freundschaftlichen Wink nicht missdeuten, denn sie und wir wollen doch im Grunde das Gleiche, wenn wir auch „getrennt marschieren“. Bei aller Bestimmtheit in Vertretung der „Minderheit“ waren wir bestrebt, uns der „Mehrheit“ gegenüber keiner Unsachlichkeit schuldig zu machen; wir bitten die Kollegen, die besprochenen Bauwerke in Basel und St. Gallen zu besichtigen und dann nach ruhiger Ueberlegung zu entscheiden, ob sie der Auffassung der Herren Schoeck und Konsorten oder der von uns vertretenen beipflichten.

Die Redaktion.

¹⁾ Glücklicherweise und zum Trost für die General-Direktion verspricht der noch im Bau begriffene Bahnhof Lausanne, soweit man bis heute urteilen kann, die Scharte auswetzen zu wollen.

²⁾ Vergl. das aus der Darstellung des prämierten Konkurrenz-Projektes der Architekten Kuder (†) & von Senger hier wiedergegebene Bild der Schalterhalle.